

BULLETIN 2008 - 1



Inhaltsverzeichnis:

Erlebnisbericht von Posing Léon aus Ettelbrück	2
Aussagen von René Posing	10
Erlebnisbericht von Gustav Erb	14
Erinnerungen von Well Clement aus Niederfeulen	18



Erlebnisbericht von Posing Léon aus Ettelbrück

Interview vom 25. Oktober 1993

„Nachdem Gauleiter Simon die obligatorische Wehrpflicht am 30. August 1942 verkündet hatte, herrschte im ganzen Land Entsetzen und Ratlosigkeit.

In den ersten Tagen dominierte eine ungeheure Wut innerhalb der luxemburgischen Bevölkerung. Es kam zum Streik.

Ich machte ebenfalls mit.

Am Montag, den 31. August 1942, hatte ich mich mit mehreren Gleichgesinnten in der Feulener-Straße in Ettelbrück versammelt, wo wir über diese Schandproklamation diskutierten.

Es mag dies in den frühen Abendstunden gewesen sein.

In einem gegebenen Moment fuhr ein Planwagen mit deutschen Polizisten vor. Wir wurden alle verhaftet, im Fahrzeug untergebracht ins Stadthaus gebracht. Mein Onkel, Emil Saeul, Bahnarbeiter aus Ettelbrück, befand sich an meiner Seite.

Im Stadthaus angekommen wurden wir vorerst einer Körpervisitation unterzogen und mussten dann immer wieder auf die Frage antworten, aus welchem Grunde wir der Arbeit ferngeblieben wären.

Ich selbst gab an, ich sei ja schließlich in der elterlichen Landwirtschaft tätig, wo ich meine Arbeit bereits gegen 16.00 Uhr eingestellt hätte. Meine Erklärung wurde jedoch nicht als Entschuldigung angenommen.

Nach mehreren Stunden hatten Polizei und Gestapo ungefähr ein Dutzend Einwohner aus Ettelbrück zusammengetrieben und im Gemeindehaus eingesperrt. Unter ihnen befanden sich ebenfalls Misch Dax und Jängi Thull aus Ettelbrück. Auch aus dem benachbarten Schieren hatten sie uns einen Mann zugeführt, an dessen Namen ich mich allerdings nicht mehr erinnern kann.

In den Abendstunden wurden wir nach Hinzert verbracht, wo wir bei Einbruch der Dunkelheit eintrafen.

Nach und nach kamen noch andere Luxemburger, aus allen Teilen des Landes, hinzu.

Es begann schon gleich damit, dass man uns zwang, Runden um den Appellplatz zu drehen, wobei wir von Hunden überwacht wurden.

Bei einem ersten Verhör in Hinzert bekam ich einen fürchterlichen Hieb gegen den Kopf. Ich stürzte vom Stuhl, verlor das Bewusstsein und konnte mich später an nichts mehr erinnern.

Wie mir später klar wurde, war ich noch gelinde davongekommen, denn am darauf folgenden Tag wurden Jängi Thull und Mischi Dax am Fenster unserer Baracke vorbeigeführt. Wir sollten beide nie mehr wiederssehen.

Ich glaubte zu diesem Zeitpunkt noch, dass den beiden nicht viel passieren könnte, sondern, dass man sie eben nochmals zum Verhör führe. Ein schrecklicher Irrtum!

Einige Tage später erfuhren wir, dass sie an dem gleichen Tage, als sie an unserer Baracke vorbeigeführt wurden, zur Exekution gebracht worden waren. In den ersten Tagen waren sie noch mit uns zusammen, doch wurden sie von uns abgesondert, nachdem ihr Verhör ergeben hatte, dass sie am Tage des Streiks nicht gearbeitet hatten.

Die Eisenbahn galt nämlich als kriegswichtiger Betrieb. Der Umstand, dass beide dort beschäftigt waren, wurde ihnen mit größter Wahrscheinlichkeit zum Verhängnis, indem in ihrem Falle auf Sabotage erkannt wurde.

Die Tage, die wir in Hinzert verbrachten, verliefen immer nach dem gleichen Schema:

- Arbeiten im Steinbruch, wo eine große Kiste mit zwei Handgriffen den Schubkarren ersetzte.
- Transport zum Bahnhof, wobei 20 Häftlinge einen schweren Pferdewagen ziehen mussten.
- Kanalisationsarbeiten in Udelfangen, einem Ort, wo auch ich eingesetzt war.

Damit die Zivilbevölkerung über das Treiben in den Konzentrationslagern nicht frühzeitig alarmiert werden sollte, war die Behandlung bei den Arbeiten in Udelfangen weniger rau.

Es wurde weder laut geschimpft, noch geschlagen.

Täglich gab es jedoch mehrere Tote im Lager, die von den Häftlingen an hierzu bestimmte Stellen zu bringen waren.

Ein besonderer Vorfall, der sich beim abendlichen Abholen von Leichen ereignete, ist mir in bester Erinnerung geblieben.

Einige Franzosen ignorierten das Sprechverbot und redeten nur drauf los. Als mein Freund und Leidensgefährte Raymond Berg aus Ettelbrück ihnen zuraunte „*taisez-vous*“ verstand der Aufseher diese Worte falsch, so dass er Raymond für denjenigen hielt, der das Sprechverbot gebrochen hatte. Raymond wurde deswegen unschuldigerweise ganz übel zugerichtet.

Bei diesem Aufseher handelte es sich um einen so genannten Kapo. Ein Kapo war selbst ein Häftling, der sich durch irgendwelche Anbiederungen das Wohlwollen der Wachmannschaft gesichert hatte. Diese Kapos waren in den meisten Fällen noch schlimmer als diejenigen die zum Stammpersonal gehörten.

Am 5. Oktober wurden Raymond Berg, ich selbst, sowie ein aus dem Ösling stammender junger Mann, mit Vornamen Bernard, in Hinzert entlassen und ins Grundgefängnis nach Luxemburg überführt.

Diese Rückführung erfolgte in den Abendstunden mit einem ähnlichen Wagen, wie man ihn für unseren Transport von Ettelbrück nach Hinzert benutzt hatte.

Bereits am nächsten Morgen wurden wir zum Bahnhof in Luxemburg gebracht. Zusammen mit einer größeren Anzahl Luxemburger Kameraden sollten wir in einen Zug verfrachtet und nach Deutschland gebracht werden, wo wir in den Arbeitsdienst eintreten sollten.

Der Kommandant des Transportes, wohl ein höherer Dienstgrad des Arbeitsdienstes, verweigerte die Annahme von uns dreien jedoch, wegen mangelnder Ausstattung. Da wir keinerlei Gepäck mitführten, fehlte uns notgedrungen alles Notwende, wie z.B. Unterwäsche, Toilettenartikel usw. Unter diesen Umständen fielen wir dem Transportkommandanten natürlich sofort auf. Möglicherweise war er auch nicht erbaut von unserer Kleidung, die nach all den erlittenen Strapazen nicht mehr besonders gut aussah. Jedenfalls wurden wir nach Hause geschickt, und man erklärte uns, dass wir zu einem späteren Datum zum Arbeitsdienst eingezogen würden. Wir waren natürlich froh, nach Hause zurückkehren zu dürfen, denn nun blieb uns noch eine gewisse Zeit, während welcher wir uns von der in Hinzert durchgemachten Schinderei erholen konnten.

Viele Einwohner aus Ettelbrück wollten natürlich von uns wissen, auf welche Weise Jängi Thull und Mischel Dax ums Leben gekommen waren, doch konnten wir in dieser Hinsicht nur mit spärlichen Angaben dienen.

Wir selbst waren ja nicht Zeugen der Erschießungen, die während unserer Anwesenheit auf dem Gelände des Konzentrationslagers stattfanden.

Die Einberufung zum Arbeitsdienst erfolgte dann viel später als ich gerechnet hatte, und zwar erst Mitte 1943.

Wir kamen in ein Arbeitslager nach Brahnau, wo die meisten von unserem Transport untergebracht wurden. Ich schätze, dass es damals etwa 400 Mann waren, welche mit mir zusammen in Luxemburg abfuhren.

Kurz nach unserer Einteilung hieß es: Gärtner vortreten.

Ich zögerte zuerst ein wenig, doch als ich sah, dass Edy Schmit aus Diekirch vortrat, wagte ich denselben Schritt.

Der Garten des Kommandanten war zu pflegen.

An und für sich hätte ich dort eine gemütliche Zeit verbracht.

Doch es sollte anders kommen!

Ein unglücklicher Zufall wurde mir zum Verhängnis.

Mein Vetter, Camille Posing, war zum damaligen Zeitpunkt im gleichen Lager. Da er das Bäckerhandwerk erlernt hatte und zusätzlich Traiteur war, hatte man ihn in der Küche beschäftigt. Fast jeden Abend legte er mir heimlich eine Wurst auf ein Küchenfenster. Als ich die Wurst einmal, wie gewohnt, an mich nehmen wollte, wurde ich von einem Wachposten erwischt und zur Anzeige gebracht.

Um meinen Cousin nicht zu belasten, gab ich an, die Wurst gestohlen zu haben.

Für die damaligen Verhältnisse ein „schändliches Verbrechen“.

Ich kam dann auch vor ein so genanntes Lagergericht, wo sogleich von Sabotage und Wehrkraftzersetzung gesprochen wurde.

Ich rechnete mit dem Schlimmsten, doch konnte ich noch von Glück reden, mit einer Strafe von 18 Tagen Einzelhaft davon zu kommen.

Eine üble Strafe, die mich körperlich sehr schwächte, die jedoch weit schlimmer hätte ausfallen können.

Während ich meine Strafe im Lagergefängnis absaß, gelang es meinem Vetter noch verschiedentlich, mich mit zusätzlicher Verpflegung zu versorgen.

Nachdem die dreimonatige Arbeitsdienstzeit abgeschlossen war, bekam ich einen kurzen Urlaub, doch erfolgte meine Einberufung zur Wehrmacht bereits am 17. Dezember 1943.

Mein erster Standort war Naumburg an der Saale, wo wir im Infanteriekampf ausgebildet wurden.

Die Ausbildung war hart, wickelte sich jedoch ohne besondere Vorkommnisse ab.

In dieser Periode lehnte ich es ab, Bursche eines vorgesetzten Offiziers zu werden, da ich diese Leute einfach nicht ertragen konnte.

Seit meiner Verhaftung und meinem Aufenthalt in Hinzert hatte ich regelrechte Hassgefühle gegen das Regime entwickelt.

Mit mir waren zwei Bekannte einberufen worden, und zwar Camille Apel aus Ettelbrück und Jos Heinen aus Mertzig. Letzterer war zum damaligen Zeitpunkt landwirtschaftlicher Arbeiter in Ettelbrück.

In unserer Kaserne waren noch zwei Kameraden aus Luxemburg-Stadt, deren Namen ich allerdings nicht mehr weiß.

Während der Ausbildungszeit wurden wir von einem luxemburgisch sprechenden Gefreiten oder Obergefreiten böswillig schikaniert. Ich bin überzeugt, dass es sich bei diesem Ausbilder um einen Luxemburger handelte der sich freiwillig zur deutschen Wehrmacht gemeldet hatte, oder um einen Deutschen, der bis vor dem Krieg in Luxemburg wohnhaft war. Jedenfalls sprach er ohne Akzent.

Ein besonders wichtiger Teil unserer Ausbildung war das Scheibenschießen.

Schoss man schlecht, wurde man gemaßregelt, schoss man gut, dann bestand die Gefahr einer Scharfschützenausbildung, die keiner von uns anstrebte.

So musste man halt immer versuchen einen guten Mittelweg zu finden.

Als die Ausbildung zu Ende war bekamen Jos Heinen und Camille Apel Urlaub.

Da ich ja durch meine vorherigen Strafen vorbelastet war, ging ich leer aus.

Camille Apel bekam seinen Urlaub aus familiären Gründen.

Jos Heinen, wegen Mangel eines geregelten Einkommens.

Beiden hatte ich geraten, nicht mehr zurückzukommen.

Während Jos Heinen meinem Vorschlag grundsätzlich positiv gegenüberstand, war Camille Apel jedoch der Ansicht, dass er aus Rücksicht auf seine Eltern, einen solchen Schritt nicht in Erwägung ziehen könnte. Camille Apel war ein sehr netter Kerl, ein zuverlässiger und echter Kamerad. Zu einer Desertion konnte er sich nicht durchringen. Zu sehr lag ihm das Schicksal seiner Eltern am Herzen.

Während der Abwesenheit meiner Kameraden erfolgte die Abstellung unserer Einheit nach Dänemark, an die Küste. Hier bekamen wir zusätzlich eine artilleristische Ausbildung, und zwar verfeuerten unsere Geschütze schwere Granaten von 30 Zentimeter Durchmesser.

In Dänemark verblieben wir bis nach der Landung der alliierten Truppen in der Normandie.

Inzwischen war der Urlaub meiner Kameraden zu Ende, und sie kamen wieder zu ihrer ursprünglichen Einheit zurück.

Nach der Landung wurde unsere Batterie (bespannte Artillerie) eines Tages, mitsamt den Pferden in ein Schiff verfrachtet und bis nach Antwerpen verbracht. Es mag dies Ende Juni oder Anfang Juli gewesen sein. Mit der Eisenbahn ging es dann weiter bis nach Reims. Der Transport begriff immerhin 30 Waggons. Am Bahnhof in Reims mussten wir aussteigen und es ging in Tagesmärschen über die Hauptverkehrsstraßen in Richtung Caen. Wir wussten zwar, dass die Alliierten an den Küsten der Normandie gelandet waren, doch eine offizielle Meldung gab es innerhalb der Truppe nie.

Die meisten Deutschen glaubten noch immer, dass es der Wehrmacht gelingen würde, die Alliierten ins Meer zurückzudrängen.

Als wir uns der Stadt Caen näherten, bemerkten wir bereits auf größere Distanz vor uns Einschläge von Granaten. Wir näherten uns also der Front.

Am 27. Juni 1944 waren wir nur noch wenige Kilometer von der Stadt entfernt.

Diese Feststellung veranlasste uns zu einer Beratung über die Einschätzung der allgemeinen Lage. Ich fasste zu diesem Zeitpunkt den Entschluss, mich von der Truppe zu entfernen. Ich teilte meinen Kameraden meine Absicht mit, und zwar machte ich ihnen meinen Standpunkt klar und brachte ihnen zur Kenntnis, dass es jedem überlassen sei, zu entscheiden ob er mitmache oder nicht. Das eine war wohl genau so gefährlich wie das andere.

Ich war mir der Gefahr wohl bewusst, doch dachte ich mir, dass ich im Falle, wo man mich erwischen würde sowieso am Exekutionspfahl enden würde. Ich fand jedoch, dass ich dann einen nützlicheren Tod sterben würde, als wenn ich im Kampf für Deutschland mein Leben ließe.

Das Vorrücken unserer Truppe erfolgte wegen der alliierten Lufttätigkeit nur zur Nachtzeit, und dies in einer lang auseinander gezogenen Formation. Zu jedem Geschütz gehörten 8 Mann. Vor- und hinter jedem Geschütz, und zwar auf eine Distanz von zirka 50 Meter ging auf Rufweite ein Verbindungsmann, um das Aufeinanderprallen der Geschütze zu vermeiden.

So marschierten wir dann volle drei Tage, und zwar jeden Tag 6 Stunden ohne Unterbrechung.

Die Verbindungsmänner zu den Geschützen konnten sich melden, damit auf diese Weise ein geordneter Stundenplan aufgestellt werden konnte. Jos Heinen und ich, wir meldeten uns freiwillig, um die zweite Schicht zu übernehmen. Wir hatten vorher vereinbart, dass wir an einer geeigneten Stelle verschwinden würden.

Nach etlichen Kilometern erreichten wir eine Geländevertiefung, wo sich rechts der Straße ein bewaldeter, abschüssiger Hang anschloss.

Ich konnte die Formation ungesehen verlassen und ließ mich den Abhang hinunter rutschen.

Unten angekommen verharrte ich ungefähr eine Viertelstunde, und ich stellte dann erleichtert fest, dass es Jos Heinen ebenfalls gelungen war, sich auf ähnliche Weise von der Kolonne abzusetzen.

Da wir annahmen, dass unser Verschwinden innerhalb einer Stunde bemerkt würde, war äußerste Vorsicht geboten. Nachdem unsere ganze Einheit an uns vorbeigezogen war, blieben wir erst einmal bis zum Morgengrauen in einem Getreidefeld liegen. Bei Tagesanbruch gingen wir dann vorsichtig weiter, bis ein landwirtschaftliches Gehöft in Sichtweite vor uns auftauchte. Wir gingen jedoch nicht sofort hin, sondern ließen uns in einiger Entfernung in einem Weizenfeld nieder, um den Hof zu beobachten.

Als die Dunkelheit hereinbrach und wir keinerlei Verkehr von Wehrmachtsfahrzeugen auf den in der Nähe gelegenen Straßen mehr bemerkten, wagten wir uns bis in den Hof vor. Dort trafen wir auf einen Bauern, den wir um eine Unterkunft baten. Wir gaben ihm zu verstehen, dass wir Luxemburger seien, und von der Truppe desertiert wären.

Der Mann sprach jedoch nur den Dialekt dieser Gegend, so dass er uns nicht verstand. Er rief daraufhin eines seiner Kinder hinzu, dem wir nochmals unsere Situation schilderten. Das Kind, ein etwa 14-jähriges Mädchen, übersetzte dem Vater unser Anliegen, woraufhin der Mann kurze Zeit überlegte.

Dann brachte das Mädchen uns zur Kenntnis, dass es für sie viel zu gefährlich sei, uns eine Unterkunft zu gewähren, denn jeden Augenblick könnten deutsche Soldaten auftauchen.

Auf meine Bitte, eventuell etwas zum Essen zu bekommen, wurde uns ein großer Topf mit Quark verabreicht. Nachdem wir einigermaßen gesättigt waren, bedankten wir uns und zogen weiter. Wir versuchten unser Glück noch auf einem anderen Hof, doch erging es uns dort nicht besser.

Inzwischen war uns klar, dass man uns innerhalb der Truppe vermisste, und dass nach uns gesucht würde. Aus diesem Grunde verhielten wir uns so unverdächtig, wie nur möglich. Da wir uns zum größten Teil auf Straßen oder Wegen bewegten, die auch von der Wehrmacht benutzt wurden, marschierten wir in voller Ausrüstung, einschließlich Karabiner.

Die meiste Angst machten uns zu diesem Zeitpunkt die Motorradfahrer, denn unter ihnen befanden sich ebenfalls die gefürchteten „Kettenhunde“ (Bezeichnung für die Angehörigen der Feldgendarmerie).

Während den ersten beiden Tagen konnten wir uns deshalb nur langsam bewegen.

Unsere Bemühungen eine Unterkunft in einer Scheune oder einem Stall zu finden schlugen fehl, da die meisten Leute (Bauern) misstrauisch und ängstlich waren. Auch die Sprache der älteren Leute und ihr Unwissen über die Situation von uns Luxemburgern bereiteten uns von vornherein Probleme.

Das Betreten ihrer Höfe wurde uns nur kurz gestattet, doch wiesen sie uns nicht ab, ohne uns vorher mit Milch oder Quark versorgt zu haben.

Da wir uns nicht allzu lange im Bereich der Normandie aufhalten wollten, beschlossen wir, uns nun ernsthaft auf den Weg in Richtung Heimat zu machen.

Unsere Vorstellung dass wir auf einem der vielen Bauernhöfe Unterschlupf finden könnten, hatte sich aus den bereits geschilderten Umständen als trügerisch erwiesen.

Da ich noch Geld besaß kehrten wir unterwegs in verschiedene kleine Geschäfte ein, wo wir uns etwas zum Essen kaufen konnten. Es war mir ebenfalls gelungen eine gute Landkarte zu besorgen. Außerdem besaß ich noch 6 Packungen Tabak, die ich mir im Laufe der Zeit zusammengespart hatte.

Als ich meinem Begleiter kundtat, dass ich den Tabak gegebenenfalls gegen Esswaren eintauschen könnte, nahm dieser sogleich eine ablehnende Haltung ein, und er brachte mir zur Kenntnis, dass er keinen Schritt mehr weiter gehen würde, falls ich diese Absicht in die Tat umsetzen würde.

Ich musste ihm versprechen den Tabak unter keinen Umständen zu verkaufen.

Ich wusste zwar, dass Jos ein leidenschaftlicher Raucher war, doch ahnte ich nicht, dass seine Abhängigkeit so groß sei.

Auf unserem Weg begegneten uns zwar verschiedentlich andere Wehrmachtsangehörige, sogar mehrmals eine 2-Mann-Streife, doch wurden wir glücklicherweise nicht aufgefordert, unsere Papiere vorzuzeigen.

Auf diese Weise gelangten wir dann unbehelligt bis in die Gegend von Reims.

Hier war das Glück uns nun endlich hold, indem ein Bauer sich bereit erklärte, uns für zwei Tage Unterschlupf in seiner Scheune zu gewähren. Er machte uns allerdings darauf aufmerksam, dass eine Razzia auf seinem Hof bevorstehe, so dass wir uns unter keinen Umständen aus unserem Versteck herauswagen dürften.

Die vom Bauern angekündigte Durchsuchung fand dann auch am darauf folgenden Tage statt. Wenigstens 10 Wagen fuhren in den Hof. Eine Durchsuchung fand jedoch nicht statt, sondern die Wagen wurden mit landwirtschaftlichen Produkten jeglicher Art beladen. Als die Soldaten weg waren erklärte uns der Bauer, dass nun keine Gefahr mehr bestehe. Im Nachhinein, war ich jedoch überzeugt, dass die Angehörigen der Wehrmacht regelmäßig bei ihm vorbeikamen, um ihre Verpflegung aufzufrischen, so dass er zweifelsohne Geschäfte mit ihnen machte. Es ist ihm jedoch hoch anzurechnen, dass er uns bei sich aufnahm, uns mit Lebensmitteln versorgte und uns nicht verriet.

Eine Schwierigkeit von großer Bedeutung bestand in der Tatsache, dass wir eine Seinebrücke überqueren mussten, und das Losungswort, dass uns mit hundertprozentiger Sicherheit abverlangt würde, nicht kannten.

Wir suchten demzufolge eine Gastwirtschaft auf und gesellten uns zu einigen Soldaten für die wir sogar ein Glas spendierten.

Ich nutzte die gute Stimmung der Soldaten aus, um gut vernehmlich zu verkünden: „Jos, wenn Du das Losungswort nicht mehr weißt, dann kommen wir nicht mehr über die Brücke, denn ich habe es vergessen.“

Obschon nach der Befreiung unseres Landes jeder glaubte, dass die Deutschen am Ende wären und eine Kapitulation Deutschlands nur noch eine Frage von Wochen sei, kam es dann trotzdem zu dieser verheerenden Rundstedtoffensive.

Als die Offensive am 16. Dezember 1944 begann, war mir sofort klar, dass ich verschwinden müsste, da ich ja inzwischen als Deserteur in den deutschen Fahndungslisten geführt wurde.

Zusammen mit meiner Mutter und meinen Geschwistern zogen wir am 19. oder 20. Dezember 1944 nach Schwebach zu unserer Familie.

Mein Vater war nicht mitgekommen, da er zuerst das Vieh versorgen wollte. Vor unserer Abfahrt hatte er nämlich gesagt, er würde dem Vieh noch Futter für mehrere Tage geben, dann käme er ebenfalls nach Schwebach.

Nachdem die Deutschen Ettelbrück erreicht hatten, wurde die Bäckerei Hentges, an die wir mit unserem Wohnhaus anstießen, von den deutschen Soldaten angezündet.

Das Haus Hentges hatte ebenfalls einen Granatvolltreffer erhalten. Mein Vater stand angeblich vor der Tür, um die Glasscherben zusammen zu fegen, als zwei Soldaten in das Haus Hentges eintraten. Wenig später kam ein mit Gewehr bewaffneter Soldat in unsere Küche, wo mein Vater sich mit unserer Tante aufhielt. Der Soldat fragte meinen Vater ob es sich bei ihm um Nikolaus Posing handeln würde, was er bejahte. Dann wurde er gefragt ob die anwesende Frau seine Gemahlin sei, was er verneinte. Daraufhin soll der Soldat gesagt haben: „Dann kann die noch leben.“ Übergangslos erschoss er meinen Vater mit dem Gewehr.

Ich bin überzeugt, dass es sich bei diesem Verbrechen um einen Racheakt handelte, bei dem ein luxemburgischer Verräter seine Hand im Spiel hatte. Die gleiche Ansicht gilt für die Inbrandsetzung der Bäckerei Hentges.

Wehrmachtsangehörige einer regulären Truppe hatten schlussendlich keine Ursache, einen unschuldigen Bürger umzubringen oder um vorsätzlich Brand zu legen.

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember wurde ebenfalls das Haus meines Großvaters im „Neie Wee“ in Brand geschossen. Während meine Großmutter sich in den Keller retten konnte, verbrannte mein Großvater in seinem Bett.

Wenn ich auch wohlbehalten aus dem Krieg zurückkehrte, so machte der Tod meines Vaters mir bis zum heutigen Tag sehr zu schaffen.“



Léon Posing verstarb am 11.März 2006

Aussagen von René Posing

„Als mein Bruder von Hinzert nach Hause zurückkam, begab er sich zuerst zu unserer in Luxemburg wohnenden Schwester. Ich begegnete ihm in Ettelbrück, nachdem er mit dem Zug von Luxemburg zurückgekommen war.

Unsere Schwester hatte ihm andere Kleider gegeben, da er nach seinem Aufenthalt in Hinzert in ziemlich schäbiger Kleidung angekommen war. Außerdem war seine körperliche Verfassung nicht die beste.

Da man ihn in Hinzert bis auf die Kopfhaut geschoren hatte, wollte sie ihm sogar einen Hut leihen, doch lehnte er eine Kopfbedeckung strikt ab, da er die Meinung vertrat, für seinen Kahlkopf müsse er sich nicht schämen.

Obschon er unmittelbar nach seiner Entlassung in den Arbeitsdienst hätte eingezogen werden sollen, wurde seine Aufnahme bereits am Bahnhof Hollerich abgelehnt, da er durch seinen Aufenthalt in Hinzert so geschwächt war, dass dies sogar den mit der Rekrutierung chargierten Leuten aufgefallen war. Außerdem hatte er nicht die geringste Reise-Ausstattung.

Die Aufnahme in den Arbeitsdienst sollte nämlich unmittelbar nach seiner Entlassung aus Hinzert erfolgen, d.h. ohne dass er zuvor nach Hause hätte zurückkehren dürfen.

Während der Zeit seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Hinzert war eines Tages eine deutsche Frau zu uns gekommen, die uns sagte, sie hätte meinem Bruder kennen gelernt, als er in ihrem Dorf Kanalisationsarbeiten ausgeführt hätte. Regelmäßig hätte sie ihm ein Butterbrot an eine geeignete Stelle gelegt. Dann eines Tages einen Zettel mit Bleistift dazu, damit er seine Heimadresse aufschreiben sollte. Mein Bruder kam diesem Wunsch auch nach, so dass die Frau auf diese Weise unsere Adresse erfuhr. Um uns über seinen Aufenthalt und seinen Zustand aufzuklären, trat sie in der Folge den Weg nach Ettelbrück an. Wir waren dieser Frau sehr dankbar für ihre freundliche Mühe, und wir ließen sie nicht nach Hause gehen, ohne sie vorher ordentlich mit Proviant versorgt zu haben.

Da wir jährlich eine Menge Obst ernteten, wurde unser Betrieb als kriegswichtig eingestuft, so dass ich überzeugt bin, dass dieser Umstand maßgeblich dazu beitrug, dass mein Bruder Léon für längere Zeit vom Arbeitsdienst freigestellt worden war.

Als er dann später zur Wehrmacht eingezogen wurde, war er mit Apel Camille aus Ettelbrück und Heinen Jos aus Mertzig zusammen.

Diese bekamen dann eines Tages Heimaturlaub, mein Bruder allerdings nicht.

Er hatte sich ja erwischen lassen, nachdem unser Cousin, Posing Camille, welcher sich ebenfalls in diesem Arbeitslager befand, ihm einmal aus der Küche eine Wurst zukommen gelassen hatte.

Die Geschichte mit Apel Camille nahm später einen tragischen Verlauf. Nachdem Apel, Heinen und mein Bruder nach der Normandie verlegt worden waren, gingen Heinen und mein Bruder flüchtig. Apel Camille, welcher sich aus Rücksicht auf seine Eltern nicht angeschlossen hatte, ist später in der Normandie gefallen.

Diese Situation belastete meinen Bruder nach seiner Heimkehr zutiefst, besonders durch den Umstand, dass die Mutter von Apel Camille nicht mehr mit ihm redete.

Nach gelungener Flucht gelangten die beiden nach Schwebach, wo sie vom Bruder und von der Schwester meiner Mutter aufgenommen wurden.

Als die Ardennenoffensive begann und die Deutschen sich der Stadt Ettelbrück näherten, beschloss mein Vater, dass wir uns sicherheitshalber nach Schwebach begeben sollten.

Wegen der Viehversorgung beschloss er allerdings vorerst nicht zu weichen. Mit Pferdegespann ging es dann über Grentzingen, Bissen in Richtung Useldingen. Unterwegs sah ich, dass auf der Strecke zwischen Einfahrt Schloss Colmar und Atterbrücke bereits verschiedene Straßenbäume zur Sprengung vorbereitet waren. Auf dem Weg piffen die Granaten über uns hinweg. Beim Lellingerhof machte ich wieder kehrt, und ich ging mit einem Pferd nach Hause zurück, während die übrigen Familienmitglieder ihren Weg nach Schwebach fortsetzten.

Als ich wieder in Ettelbüch eintraf war meine Tante Louise Posing-Infalt in unserem Hause anwesend. Sie machte den Vorschlag gemeinsam mit meinem Vater in Ettelbrück zu verbleiben, um das Vieh zu füttern.

Mein Vater war mit diesem Vorschlag einverstanden und schickte mich daraufhin wieder mit einem Pferdekarren zurück nach Schwebach. Zuvor hatten wir jedoch noch 200 Liter Schnaps auf dem Karren verfrachtet.

Mein Vater hatte mich beauftragt, der Familie zu erklären, dass er mit Tante Louise zurückgeblieben sei, um sich um das Vieh zu kümmern.

Ich fuhr dann, wie vereinbart, mit dem Pferdekarren und dem Schnaps nach Schwebach, wo ich wohlbehalten ankam.

Bevor wir Ettelbrück verließen, waren noch zwei amerikanische Soldaten bei uns im Keller. Diese waren plötzlich verschwunden. In den Tagen zwischen der Befreiung im September und der so genannten Rundstedtoffensive hielten sich täglich Amerikaner in unserem Hause auf. Die unzähligen Flaschen Schnaps, die wir im Keller aufbewahrten, hatten es manchen angetan. Sogar amerikanische Soldaten, welche auf der „Nuck“ biwakierten, kamen zu uns, wo regelmäßig die begehrten amerikanischen Rationen gegen Schnaps eingetauscht wurden.

Ich konnte mich mit den Amerikanern ziemlich gut verständigen, da ich während des Krieges die Hauptschule besucht hatte, wo uns die englische Sprache beigebracht worden war.

Nachdem wir in Schwebach angekommen waren und dort am ersten Sonntag nach unserer Flucht aus Ettelbrück zur Messe gingen, erfuhren wir dass „eise Pätter“ in seinem Hause lebendigen Leibes verbrannt sei. Dann wurde ebenfalls erzählt, mein Vater wäre erschossen worden.

Da in derartigen Situationen alles Mögliche von den Leuten erzählt wird, glaubten wir vorerst noch an übertriebene Gerüchte, doch war es, wie sich später herausstellen sollte, bittere Realität.

Mein Großvater, Pierre Posing, welcher am 4. April 1857 geboren war, wohnte mit seiner zweiten Frau in einem Hause in der „rue Neuve“. Dieses Haus war von einer Granate getroffen worden, woraufhin meine Großmutter sich im Keller in Sicherheit brachte.

Mein Großvater, der an einer sehr schlimmen Muskelerkrankung litt, war jedoch bereits seit längerer Zeit bettlägerig, so dass er sich aus eigener Kraft nicht in den Keller begeben konnte.

Obschon meine Großmutter sich um Hilfe umgesehen hatte, war niemand zu finden, der ihr geholfen hätte, Großvater in den Keller zu bringen.

Als dann das Haus in Brand geriet, verbrannte er lebendigen Leibes in seinem Bett.

Am 18. Januar 1945 gingen mein Bruder Léon und mein Onkel Emil Saeul nach Ettelbüch zurück. Wie wir später von meiner Tante erfuhren, hatte mein Vater sich bei den Kämpfen um Ettelbrück noch einmal entschlossen, uns nach Schwebach zu folgen. Mit einem gepackten Rucksack begab er sich über Carlshof in Richtung Vichten. Durch das permanente Artilleriefeuer fühlte er sich dann jedoch derart unbehaglich, dass er beschloss, wieder nach Ettelbrück zurückzukehren.

Gemäß Angaben unserer Tante, war Vater nach einem Granateinschlag damit beschäftigt, im Flur unseres Hauses Teile der durch die Explosion abgesprungenen Wandplatten zusammen zu fegen.

Er soll dann aus unserem Hause herausgeschaut haben, als deutsche Soldaten im Begriff standen, im benachbarten Haus Hentges zu plündern. Die Familie Hentges war nämlich in Bissen evakuiert.

Dann kamen sie zu uns. Im Hausflur töteten sie zuerst unseren Hund. Ein Soldat mit angeschlagenem Gewehr betrat dann die Küche unseres Hauses, wo sich Tante Louise und Vater aufhielten.

Der Soldat soll gefragt haben:

„Sind Sie Posing Nikolaus“?

Als er bejahte, folgte die Frage:

„Ist dies Ihre Frau“?

Als Vater dies verneinte soll der Soldat gesagt haben: „Dann kann die noch leben.“

Obschon Vater und Tante auf den Knien um ihr Leben flehten, erschoss der Soldat meinen Vater mit dem Gewehr.

Der Umstand, dass er meine Tante nach den Worten „dann kann die noch leben,“ verschonte, ist für uns Grund genug zur Annahme, dass es sich um eine bestellte Tötung handelte.

Denel Jos und ein anderer Einwohner aus Ettelbrück, dessen Name ich nicht mehr weiß, hatten den Leichnam meines Vaters in ein Tuch eingeschlagen und provisorisch in unserem Garten begraben.

Als mein Bruder Léon dann mit Onkel Emile Saeul, als erste, in unserem Haus eintrafen erfuhren sie, dass man Vater im Garten beerdigt hätte. Daraufhin besorgten sich beide aus der Schreinerei Simon-Kayser einen Sarg, in den sie Vater betteten und dann aufs Neue im Garten beerdigten.

Nachdem die ganze Familie aus Schwebach zurückgekehrt war, wurde er auf dem Friedhof in Ettelbrück begraben.

Da die Brücke über die Alzette ja gesprengt war, mussten wir den Leichnam über den Schienenstrang der Eisenbahn zum Friedhof bringen.

Meiner Schätzung nach war es bereits im Monat Februar 1945, als Vater beerdigt wurde.

Ob ein Pfarrer bei der Bestattung anwesend war, kann ich nicht mehr sagen.

Nachdem mein Vater erschossen worden war, blieb Tante Louise auch noch in den nächsten Tagen allein im Haus. Selbstverständlich stand sie unter Schock, denn die vorherigen Ereignisse hatten sie gänzlich aus der Fassung gebracht.

Am Tage nach der schändlichen Tat kam ein junger deutscher Soldat zu ihr in die Küche und bat sie um Essen und Trank.

Meine Tante setzte ihm das Verlangte vor.

Dann erzählte sie dem Soldaten, der angeblich noch ein Knabe war, von dem Vorfall des Vortages, und sie zeigte ihm den Leichnam meines Vaters.

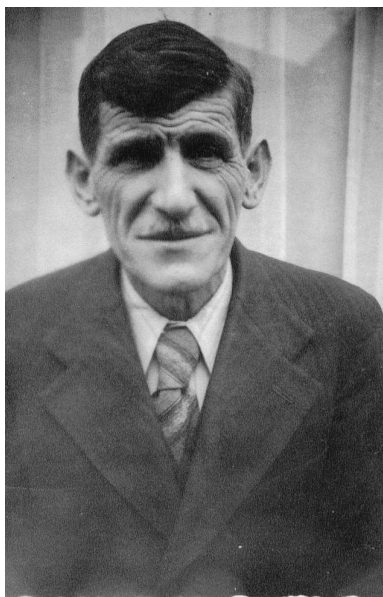
Daraufhin soll der Soldat derart schockiert gewesen sein, dass er laut weinte.

Nach dem Krieg wurde über diese üble Geschichte nur wenig geredet. Viele Leute hatten Hab und Gut verloren und waren vorrangig damit beschäftigt, ihre Existenz wieder aufzubauen. Es war soviel Entsetzliches geschehen, dass Einzelschicksale eigentlich in den Hintergrund gerieten.

Uns allen machte der Tod des Vaters natürlich viel zu schaffen.

Über die Hintergründe seines Todes machte ich mir allerdings so meine Gedanken. Ich bin noch heute überzeugt, dass ein Einwohner unserer Ortschaft, sonderzweifel ein Sympathisant der Nazis, eine Verräterrolle spielte, die möglicherweise mit der Desertion meines Bruders Léon in Verbindung stand.“

Paul Heinrich



Nicolas Posing

†
Souvenez-vous dans vos prières de
MONSIEUR
Nicolas POSING
Epoux de Marguerite SAEUL,
Veuf en premières nocés
de Cath. Werks,
notre bien-aimé époux, père, beau-père,
grand-père, frère, oncle et cousin.
victime d'événements de guerre à
Ettelbrück, le 24 décembre 1944, à
l'âge de 60 ans, muni des secours
de la religion.

Son souvenir sera impérissable, car la
bonté de son coeur et son amour du
travail lui ont valu de nombreux amis.

†
A la mémoire de
MONSIEUR
Pierre POSING
Epoux de Virginie SCHONS,
Veuf en première nocés de Elise Well,
notre bien-aimé époux, père, beau-père,
grand-père, arrière-grand-père, oncle
et cousin,
après une longue et douloureuse
maladie, décédé par suite d'évène-
ments de guerre, le 25 décembre 1944
à Ettelbrück, à l'âge de 88 ans.

Coeur sacré de Jésus, j'ai confiance en vous!
(300 j. d'ind.)
Doux coeur de Marie, soyez mon salut!
(300 j. d'ind.)

WORRE, Luxembg.

Erlebnisbericht von Gustav ERB

Ardennenoffensive 1944/1945 und Gefangennahme in Niederfeulen.



Nachdem Gustav ERB, nach seiner Einberufung zur deutschen Wehrmacht, zur Kriegsmarine gekommen war, wurde er nach teilweiser Auflösung der Marine, im Herbst 1944 zur 352. VGD (Volksgranadierdivision) abkommandiert.

Diese Division, welche im Rahmen der 7. Armee (General Brandenberger) zur Teilnahme an der Ardennenoffensive bereitgestellt wurde, bestand unter anderem aus den Grenadierregimentern 914, 915 und 916.

Nach schweren und verlustreichen Kämpfen an der Ostfront wurde die schwer angeschlagene Division aus der Front herausgelöst und mit Teilen von drei anderen Infanteriedivisionen neu aufgestellt.

Nach ihrer Neuaufstellung wurde die Division Ende 1943 in die Normandie verlegt, wo sie bei den Invasionskämpfen so schwere Verluste erlitt, dass sie in den Raum Flensburg zurückgenommen wurde, wo es zu einer zweiten Neuaufstellung kam.

Die 352. Volksgranadierdivision wurde dann in den Westen verlegt und unterstand mit anderen Divisionen dem Befehl von Generalfeldmarschall Walter Model, welcher unmittelbar mit dem Befehl der an der Ardennenoffensive beteiligten Armeen (6. PzArmee, 5. PzArmee und 7. Armee) betraut worden war. Oberbefehlshaber West war zu diesem Zeitpunkt Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt.

Der 7. Armee waren außer der 352. VGD die 5. Fallschirmjägerdivision sowie die beiden Volksgranadierdivisionen 276 und 212 angegliedert.

Die 352. VGD, welche von Oberst, später Generalmajor Erich Otto Schmidt befehligt wurde und mit zugeordneten Einheiten auf eine Gesamtstärke von 13.000 Mann kam, hatte den Befehl, am 16. Dezember 1944, um 05.30 Uhr, mit dem Feuerschlag der Artillerie überraschend aus ihren Bereitstellungsräumen hervorzubrechen, zwischen Roth und Wallendorf über die Our zu setzen, um sich in der Folge schnellstens in den Besitz der Sauerübergänge bei Diekirch und Ettelbrück zu bringen.

Im weiteren Verlauf sollte die Division die Städte Diekirch und Ettelbrück einnehmen, um dann im Attert-Abschnitt Bettborn-Pratz den Flankenschutz der Angriffsdivisionen zu übernehmen.

Nach schweren und verlustreichen Kämpfen um den Höhenzug südlich Bettendorf-Hoesdorf, gelingt es der Division am 20. Dezember 1944 Diekirch zu besetzen und weiter auf Ettelbrück vorzurücken. Nachdem Ettelbrück am 21. Dezember erreicht war ging GR 915 über Feulen Mertzig in Richtung Bettborn, GR. 914 über Michelbuch und Vichten, Richtung Useldingen und G.R. 916 über Schieren nach Birtringen und Welsdorf.

Über seinen persönlichen Einsatz berichtet Gustav Erb:

„ Nach meiner Einberufung in die deutsche Wehrmacht kam ich zuerst zur Kriegsmarine, doch wurden in der Folge Teile dieser Truppe aufgelöst und zu andere Einheiten versetzt. So kam ich etwa im Mai 1944 zum Regiment 914, welches zur 352. Volksgrenadierdivision gehörte. Als ich zum Regiment 914 abkommandiert wurde, lag dieses im Münsterlager bei Lüneburg. Etwa im November 1944 wurden wir an den Westwall verlegt. Uns wurde gesagt, dass unsere Division dazu ausersehen wäre, an einer entscheidenden Offensive teilzunehmen.

Am 16. Dezember war es dann soweit. Nach einem gewaltigen Artilleriefeuer überquerten wir die Our und erstürmten einen Höhenzug, der von den Amerikanern hartnäckig verteidigt wurde. Diese Kämpfe waren äußerst hart und ich glaube verlustreich für beide Seiten. In den darauf folgenden Tagen ging es dann weiter über Diekirch nach Ettelbrück.

Es war kurz vor Weihnachten, als wir die Stadt Ettelbrück erreichten.

Wir waren 12 Mann, die in einem Keller auf dem Marktplatz die Nacht verbrachten. Ich kann mich noch bestens erinnern, dass in diesem Keller eine Menge Wein gelagert war.

Am nächsten Tage ging es dann weiter über einen erhöht gelegenen Weg, welcher parallel zu einer viel tiefer liegenden Straße verlief. Auf dieser Straße, die wir sehr gut einsehen konnten, herrschte reger Verkehr von amerikanischen Militärfahrzeugen.

Wir kamen dann zu einem etwa einsam gelegenen Gehöft, wo wir das Haus befehlsgemäß nach Amerikanern durchsuchten. Wir fanden jedoch keine. In diesem Haus trafen wir eine Frau, welche an einem Tisch saß und uns etwas zu trinken gab.

Gegenüber diesem Gehöft befand sich ein leer stehendes Haus und daneben eine Scheune oder ein Stall. Dort verbrachten wir die Nacht. Am darauf folgenden Morgen vernahmen wir zunehmendes Motorengeräusch von Kraftfahrzeugen auf der vorbeiführenden Straße.

Ein Unteroffizier wollte sofort nach draußen. Ich hielt ihn noch am Arm zurück, doch riss er sich los und lief auf die Straße.

Von einem amerikanischen Jeep aus wurde er mit einer Maschinenpistole unter Feuer genommen und brach schwer getroffen zusammen.

Wir brachten ihn umgehend in das gegenüberliegende Haus, das wir am Vortage nach Amerikanern durchsucht hatten. Dort wurde er in den Keller gebracht, wo ein Sanitäter sich um ihn kümmerte. Ob er überlebte, kann ich nicht sagen.

Im Hof dieses Anwesens trafen wir auf einen Mann, neben dem ein halbwüchsiger Junge stand.

Inzwischen war uns klar geworden, dass es von hier für uns kein Entweichen mehr gab, so dass wir uns entschlossen, in Gefangenschaft zu gehen. Wir baten die Bewohner des Hofes um ein Stück weißes Tuch, das wir an einer Stange befestigten

Kurz darauf fuhr ein amerikanisches Fahrzeug im Hofe vor. Ein Unteroffizier, der das weiße Tuch schwenkte, ging auf die Amerikaner zu. Wir hatten vorher bereits alle unsere Waffen und Papiere auf einem Haufen zusammengelegt, und hoben die Arme.

Wir wurden von den Amerikanern gefangen genommen und wenig später auf einem Lastwagen abtransportiert.

Wir wurden in ein Gefangenenlager bei Stenay gebracht. Später erfolgte die Verlegung nach Cherbourg. Dort war ich ungefähr 3 Wochen und kam dann in die Gegend von Reims, wo ich ungefähr ein Jahr lang zur Arbeit in einem Lazarett eingeteilt war.

Dann eines Tages wurde eine Gruppe von Gefangenen zusammengestellt, die in ein Lager nach Luxemburg verlegt werden sollte. Ich befand mich unter den Ausgewählten dieser Gruppe von ungefähr 200 Leuten.

Wir kamen in das Lager von Moutfort. Von dort aus wurden wir in Arbeitsgruppen eingeteilt, und ich war eine Zeitlang in einem Sägewerk in Roodt/Syr beschäftigt und später bei einem Bautrupp in Luxemburg-Pfaffenthal.

Dann, einige Zeit später, mussten wir im Lager Moutfort zum Appell antreten.

Leute, ich glaube es waren Unternehmer und Landwirte der Umgebung, waren ins Lager gekommen und durften sich unter uns Gefangenen Arbeitskräfte auswählen.

Auf diese Weise kam ich nach Gostingen in den landwirtschaftlichen Betrieb der Familie Schmit-Ferring. Dort blieb ich etwa 18 Monate.

Von dieser Familie wurde mir eine Dauerstellung als landwirtschaftlicher Arbeiter angeboten, doch konnte ich mich vorerst nicht entscheiden.

Ich hatte inzwischen zwar erfahren, dass meine Mutter und meine Schwester in Fulda bei einem alliierten Bombenangriff ums Leben gekommen waren, doch war mir nichts über den Aufenthalt meines Vaters bekannt.

Dann eines Tages bekam ich die Nachricht, dass mein Vater noch am Leben sei und sich in Fulda aufhalten würde. Ich entschloss mich daraufhin nach Deutschland zurückzukehren und mit meinem Vater Kontakt aufzunehmen.

In den Jahren 2006 und 2007 kam Gustav Erb mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn nach Luxemburg, wo sie unter anderem das ehemalige Anwesen Well sowie das Patton-Museum in Ettelbrück besuchten. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich Gustav Erb bereit, über seine Kriegserlebnisse zu berichten.

Seine Angaben über seinen Aufenthalt und seine Gefangennahme im Bereich des damaligen Anwesens WELL, decken sich im Wesentlichen mit den Aussagen von Well Clement.

Paul Heinrich

Inhaber wird überwiesen:

am (Tag der Inmarsch- setzung)	an (neue Dienststelle, Soldpost-Nr.)	Gezahlter ¹⁾ Reisevorschuß RM?	Bestätigung der abgebenden Dienststelle (Soldpost-Nr.) - Verwollung durch Stempel und Unterschrift
13.5.44	2. P. No. 4		Wiesbaden Soldpost-Nr. 17001 Froehke
24.9.44			Brake L. O. J.
	Greis. Regt. 914		A. Klauy. 2/44
	V. E. D. 352		
	Erab. in Zwickau		
	Greis. Er. Regt. 396		Worthmann

1) Der Vorschuß ist von der zahlenden Dienststelle zunächst im Vorschußbuch zu buchen und von der neuen Dienststelle in der Reisekostenrechnung von den zuständigen Reisekosten abzusetzen, jedoch hier nur der verbleibende Reisekostenrest als Haushaltsausgabe gebucht wird. Der alten Dienststelle ist über die erfolgte Einziehung des Reisevorschlusses kurze Mitteilung zu machen; sie bucht darauf den Reisevorschuß unter Vereinnahmung im Vorschußbuch endgültig als Haushaltsausgabe. (M. D. Bl. 1940, S. 908, Nr. 847).

Auszug aus dem Soldbuch von Gustav ERB



**Gustav ERB mit Tochter und Schwiegersohn
im Patton Museum August 2006.**

Erinnerungen von Well Clement aus Niederfeulen

Well Clement, geboren am 4. Oktober 1931 zu Niederfeulen/Kalkfabrik
Erinnerungen an den 2. Weltkrieg und Bestätigung der Gefangennahme von Gustav Erb.
(aufgenommen am 22. Januar 2008):

Well Clement kann die Angaben von Gustav Erb grundsätzlich bestätigen. Darüber hinaus schildert er die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges, sowie er sie als junger Mensch erlebt hat.

„Am 10. Mai 1940 sollte ich mich wie gewohnt, gegen 07.30 Uhr, zu Fuß auf den Weg zur Schule nach Niederfeulen begeben. Das Anwesen, das wir damals bewohnten nannte man Kalkfabrik und befindet sich zirka 1,5 Kilometer vom Dorfzentrum entfernt.



Anwesen Well – im Vordergrund Eugène Well

Ich wollte mich eben auf den Weg machen, als ich die aufgeregte Stimme meines Vaters vernahm, der mit lauter Stimme rief: „Elo kommen d’Preisen“.

Und in der Tat, mein Vater hatte Recht.

Sie kamen.

Die Ersten zu Fuß, andere mit Pferden, dann kamen Fahrzeuge jeglicher Art, Geschütze und Halbkettenfahrzeuge.

Der Strom der in Richtung Niederfeulen ziehenden Truppen riss während vielen Tagen nicht mehr ab. Nach meiner heutigen Schätzung dauerte der Vorbeimarsch immerhin 14 Tage.

Außerdem befanden sich besonders in den ersten Tagen unzählige Flugzeuge am Himmel.

An diesem 10. Mai 1940 war es sehr warm.

Die zu Fuß herankommenden Soldaten schwenkten schon von weitem ihre Trinkbecher und baten um Wasser.

Meine Mutter stellte zuerst einige Töpfe mit Wasser an die Straße, doch als sie bemerkte, dass diese innerhalb kurzer Zeit bis auf den letzten Tropfen geleert waren, brachte sie das Wasser in Eimern hin.

Die Kurve gegenüber unserem Hof bestand zum damaligen Zeitpunkt aus Pflastersteinen. Mehr als einmal kam es vor, dass die beschlagenen Hufe der Pferde beim Ziehen schweren Gerätes abrutschten.

Dann wurde jedes Mal der nachfolgenden Kolonne Halt geboten und diese Soldaten mussten die Kurve durch kräftiges Handanlegen wieder frei schieben.

Obschon mein Elternhaus sich nahe an der Straße befand, kamen die Soldaten erst in den folgenden Tagen in unseren Hof.

Diese verhielten sich uns gegenüber anständig und korrekt. Wir waren über ihr Benehmen verwundert, denn man hatte uns immer gesagt, dass es uns nicht gut ergehen würde, wenn die Deutschen kämen.

Diese Ansicht teilten auch unsere Eltern, denn auch sie waren verwundert über das einwandfreie Verhalten der Soldaten.

Ich kann mich allerdings noch gut erinnern, dass wir unsere Stube gänzlich ausräumen mussten, denn uns wurde gesagt, in dieses Zimmer würde ein Offizier einziehen.

Als dieser Mann dann ankam, war er von vielen uniformierten Begleitern umschwärmt, so dass ich annehme, dass es sich um einen Offizier mit höherer Befehlsgewalt handelte.

Eine so genannte Gulaschkanone befand sich ebenfalls in unserem Hof und hier wurden die Soldaten verköstigt.

Ich kann mich noch bestens daran erinnern, dass einer der Soldaten eine Ziehharmonika mitführte, auf der er ergreifende Lieder spielte.

Die anwesenden Soldaten standen um ihn herum, sangen zur Musik, und hatten sogar irgendwie eine stramme Haltung angenommen.

Die Mannschaften waren allerdings sehr diszipliniert, denn sie begaben sich frühzeitig zur Ruhe. Man hörte danach nicht mehr das geringste Geräusch.

Die meisten lagen auf den Grünflächen, die unser Anwesen umgaben.

In den Maitagen, als die Militär-Kolonnen sich in Richtung Feulen bewegten, flog einmal ein Flugzeug über die Formationen. Daraufhin stoben die Soldaten auseinander und begaben sich in Deckung. Ein Raupenschlepper fuhr sogar den Hang gegenüber unserem Hof hinauf, um seine Maschinengewehre gegen Himmel zu richten. Das Flugzeug war jedoch plötzlich verschwunden.

Ob es ein französisches oder ein englisches Flugzeug war, erfuhren wir nicht.

Auf jeden Fall hatte meine Mutter große Angst. Sie fürchtete, dass die Deutschen das Flugzeug unter Feuer nehmen würden und dass dann Bomben abgeworfen würden. Auf jeden Fall war sie sehr erleichtert, als es hieß, das Flugzeug sei verschwunden.

In den darauf folgenden Tagen wurde für uns Kinder der normale Schulbetrieb wieder aufgenommen. Unser Lehrer war damals Herr Jacoby. Wir waren zu Hause drei Jungen und zwei Mädchen.

Ich glaube mich zu erinnern, dass wir zu jedem Schulbeginn neben den Bänken standen, ein Lied sangen oder ein Gebet sprachen.

Später, nachdem die Nazis das Sagen hatten, wurde nicht mehr gebetet, sondern nur noch gesungen.

Einmal wurden wir aufgefordert, ins Gemeindehaus zu kommen, wo ein Parteimann ein Radio aufgestellt hatte, über das eine Führerrede übertragen wurde.

Diese Rede mussten wir uns anhören.

Es waren jedoch nicht nur Schüler anwesend, sondern auch Erwachsene, unter ihnen Blockleiter und andere.

Als nach der Rede das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied erklangen wurden wir aufgefordert, mit erhobenem rechten Arm, mit zu singen.

Ein anderes Mal wurden wir aufgefordert uns nach Grosbous zu begeben, wo wir uns in einem Gebäude zu melden hatten. Diesmal ging es um den Beitritt in die Hitlerjugend, was allerdings vorher nicht angekündigt worden war, d.h. wir wussten zuerst überhaupt nicht um was es sich handeln würde.

Den Weg nach Grosbous hatten wir zu Fuß zurückgelegt. Jeder einzelne musste in einen Raum eintreten.

Obschon später dieser oder jener behauptete er hätte keine Unterschrift zum Beitritt in die HJ geleistet, bezweifele ich, ob eine solche überhaupt gefordert wurde, denn von mir wurde lediglich der Name notiert.

In der Folgezeit mussten wir uns dann an bestimmten Tagen in der Nähe der Kirche in Niederfeulen einfinden, wo uns korrektes Marschieren beigebracht wurde. Außerdem wurden wir in bestimmten Sportarten unterrichtet. Wir hatten eigentlich kein Interesse an diesen Übungen, so dass nach und nach keiner mehr hinging. Eine eigentliche HJ-Formation kam im Dorf nie zustande.

Von den Schikanen der Nazis gegenüber der Bevölkerung bekamen wir als Kinder eigentlich nicht viel mit. Nur der Religionsunterricht wurde von den übrigen Schulfächern getrennt und durfte nicht mehr in der Schule abgehalten werden. Der Unterricht fand nur noch in der Kirche oder in der Sakristei statt. Trotzdem gingen alle Schüler hin.

Ich kann mich jedoch noch genau erinnern, dass eine Schuppenmauer, am Eingang von Niederfeulen eines Tages weiß gestrichen worden war, um mit großen schwarzen Buchstaben zu verkünden: „Mit unseren Fahnen ist der Sieg.“

Einige Zeit später malte ein Unbekannter, wahrscheinlich während der Nacht, die Buchstaben RAF (Royal Air Force) mit einem großen V unter den vorerwähnten Spruch.

Ob nach dem Täter dieser für die Deutschen „verabscheuungswürdigen Tat“ gefahndet wurde entzieht sich meiner Kenntnis.

Jedenfalls wurde das Ganze später wieder übermalt, mit einem großen roten V und dem Leitsatz „Hitler siegt“ versehen.

Dieser Wahlspruch blieb bis nach dem Abzug der Deutschen bestehen.

Gut kann ich mich allerdings noch an den Streik erinnern, nachdem die Deutschen für unsere männliche Jugend die obligatorische Wehrpflicht eingeführt hatten.

Am Giebel des Hauses Berns befand sich eine Anschlagtafel an der, in den Tagen nach dem Streik, blutrote Plakate mit den Namen der erschossenen Luxemburger angeheftet waren.

Innerhalb der Bevölkerung gab es damals große Aufregung und die Angst ging um.

Der Lehrer, der angab, einen Lehrer aus Wiltz, der unter den Erschossenen war, gut gekannt zu haben, wischte sich sogar die Tränen.

Auch unter uns Jugendlichen machte sich die Angst bemerkbar, zumal ein Schüler ein Plakat abgerissen hatte.

Während der Besatzungszeit kam es regelmäßig vor, dass französische Kriegsgefangene die aus einem Lager geflohen waren, bei uns vorbeikamen, um sich nach dem besten Weg in ihr Heimatland zu erkundigen.

Diese Flüchtlinge kamen nicht durch Zufall, sondern wurden von Einwohnern aus Feulen, manchmal sogar vom Lehrer zu uns auf den Hof geschickt.

Dies hatte vermutlich mehrere Gründe. Zum einen lag unser Anwesen außerhalb der Ortschaft, wo die Flüchtlinge nicht gesehen wurden, zum anderen sprachen wir alle recht gut Französisch, da meine Mutter französischer Abstammung war.

Die auf der Flucht sich befindenden Franzosen bekamen in unserem Haus immer etwas zu essen und sogar noch ein Butterbrot für ihren weiteren Weg. Sie hielten sich nie lange bei uns auf, denn die Gefahr einer Entdeckung bestand trotzdem immer. Nachdem mein Vater ihnen auf einer Karte

den besten Weg für ihre weitere Flucht gezeigt hatte, entfernten sie sich in der Regel immer nach Einbruch der Dunkelheit.

Einmal waren es sogar fünf Mann auf einmal, die bei uns vorstellig geworden waren. Da meine Mutter das Abendessen eben gerichtet hatte, gingen sie mit uns zu Tisch. Die Entflohenen waren hungrig und ließen es sich schmecken. Ich kann mich noch erinnern, dass diese jungen Franzosen in guter Stimmung waren, denn es wurde viel gesprochen und gelacht. Bevor sie sich entfernten, bekamen sie als Wegzehrung Brot und Speck.

Meine Schwester Marie-Jeanne heiratete im Jahre 1942 einen Franzosen, der aus dem lothringischen Knuttange stammte. Sein Name war François Gaulard. Er arbeitete im Hüttenwerk in Knuttange als Ankerwickler. Nach der Heirat zog meine Schwester zu ihrem Mann nach Knuttange. Mein neuer Schwager war ein engagierter Gegner der Nazis.

Ein erstes Mal wurde er in Thionville provisorisch festgenommen, nachdem er auf der Toilette mit Kreide „*Vive de Gaulle*“ auf eine Mauer geschrieben hatte. Da er die Tat jedoch abstriech und sie nichts Verdächtiges bei ihm fanden wurde er auf freien Fuß gesetzt.

Kurze Zeit später wurde er dann jedoch verhaftet und nach Deutschland in ein Arbeitslager gebracht. Meine Schwester sollte kurze Zeit später ebenfalls verhaftet werden, doch hatte sie sich bei Verwandten versteckt. Als nicht mehr nach ihr gesucht wurde, kam sie nach Feulen, wo sonderbarerweise nicht mehr nach ihr geforscht wurde.

Mein Schwager war zuletzt in einem Arbeitslager in Linz, wo die Arbeitsfähigen von den Nichtarbeitsfähigen getrennt wurden. Dort gelang ihm dann eines Tages die Flucht.

In seinen Papieren stand nämlich der Vermerk „nicht arbeitsfähig“ so dass man ihn vermutlich umgebracht hätte. Mein Schwager war nämlich Invalide, da er in jungen Jahren bei seiner Arbeit im Hüttenwerk ein Bein verloren hatte und seit diesem Tage eine Prothese trug.

Es gelang ihm, sich von Linz aus bis nach Luxemburg durchzuschlagen, wo er bei uns Unterschlupf bis nach dem Kriege fand.

Die Deutschen kamen nie zu uns, um nach ihm oder meiner Schwester zu suchen.

Nachdem in Heiderscheid die beiden deutschen Gendarmen von Refraktären erschossen worden waren hielten sich während mehreren Tagen deutsche Soldaten im Dorf auf. Diese durchstreiften die Wälder der Umgegend, um nach Refraktären zu suchen. Zur Nachtzeit waren regelmäßig Patrouillen unterwegs. Ich war zu dieser Zeit einmal abends mit meinem Fahrrad unterwegs, als ich auf eine dieser Patrouillen stieß. Ziemlich barsch wurde ich aufgefordert, mich so schnell wie möglich nach Hause zu begeben, denn ich hatte die Ausgangssperre überschritten.

Meines Wissens war es nach der Landung der Alliierten in der Normandie als zwischen Heinenhof und dem Ettelbrücker Wald Bomben fielen.

Viele Einwohner waren zu diesem Zeitpunkt in der Pfarrkirche, wo eine Messe für den Gefallenen Jean-Pierre Schroeder zelebriert wurde.

Während der Messe hörten wir plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen, worauf die ganze Kirche erzitterte. Trotzdem las der Pfarrer die Messe nach einer kurzen Pause weiter.

Nach der Messe hörten wir, wo die Bomben gefallen wären. Wir begaben wir uns an Ort und Stelle, wo wir wenigstens 3 tiefe Krater vorfanden.

Man sagte, amerikanische Flieger hätten die Bomben abgeworfen, um das Flugzeug zu entlasten.

Als später ein amerikanische Bomber zwischen Welscheid und Scheidel in den Hecken abstürzte konnte ich diesen Absturz ebenfalls beobachten, und ich sah wenigstens 3 Mann, welche zuvor mit dem Fallschirm abgesprungen waren, und zwar einer beim Hubertushof, ein anderer bei Carlshof und der dritte in der Nähe von Scheidel.

Viel später wurde darüber gesprochen, dass ein Förster ein Mitglied der Besatzung gefangen genommen hätte, nachdem dieser in der Nähe von Grentzingen mit dem Fallschirm im Geäst eines Baumes hängen geblieben wäre.

Nicht lange, bevor wir von den Amerikanern befreit wurden, konnte ich beobachten, wie der Bahnhof von Colmar-Berg von amerikanischen „Jabos“ angegriffen wurde.

Den Vormarsch der amerikanischen Truppen durch Frankreich verfolgten wir alle mit größter Spannung. Da sozusagen keine offiziellen Meldungen durchkamen, waren wir auf die Mundpropaganda angewiesen.

Der Rückzug der deutschen Truppen in Richtung Ettelbrück vollzog sich wenig spektakulär. Zurückgehende Fußtruppen sahen wir eigentlich nicht. Dagegen viele Pferdewagen, Lastwagen, Panzer, Raupenschlepper und an Fahrzeuge angekuppelte Kanonen.

Einmal, als ich auf dem Heimweg von der Schule war, wurde ich auf zwei Gruppen von Gefangenen aufmerksam, welche von bewaffneten Wehrmachtssoldaten zu Fuß in Richtung Ettelbrück geführt wurden. Es handelte sich um Männer von dunkler Hautfarbe. Als ich am Trupp vorbeiging, winkte einer der Gefangenen mir zu, er deutete auf den Boden und fragte: „Hier deutsch, hier deutsch.“ Ich entgegnete ihm: „Nein hier Luxemburg,“ und ich schritt so schnell wie möglich an der Kolonne vorbei.

Als ich an diesem Tag zu Hause eintraf, stand ein deutscher Panzer in der Einfahrt zu unserem Anwesen. Die Männer der Besatzung saßen auf dem Hügel neben der Straße. Wir erfuhren, dass sie keinen Sprit mehr hätten und den Panzer gegebenenfalls sprengen müssten.

Dann versuchten sie uns gegenüber, die Amerikaner in Verruf zu bringen indem sie behaupteten bei den „Amis“, die in vorderster Linie kämpfen würden handele es sich um Sträflinge und Schwarze, die plündern- und Frauen vergewaltigten würden.

Vermutlich wollten sie uns einschüchtern, wir glaubten ihnen allerdings nicht.

Gegen Abend fuhr ein Lastwagen vor, und sie erhielten Sprit.

Wir waren froh, dass sie den Panzer nicht sprengen mussten, denn so nahe bei unserem Haus, wäre dies ein gefährliches Unterfangen gewesen.

Als wir erfuhren, die amerikanischen Truppen hätten Ettelbrück erreicht, eilten wir Kinder selbstverständlich unverzüglich hin, um die Befreier zu sehen.

Ganz Ettelbrück war damals auf den Beinen.

Nach und nach quartierten die Amerikaner sich dann auch in Feulen ein.

Bei uns im Hof wählten auch einige amerikanische Soldaten Quartier, aber nur für einige Tage.

Im Hof standen einige Militärfahrzeuge und ein Raupenschlepper mit Vierlingsflak. Der Fahrer dieses Fahrzeuges versuchte den Hügel beim Hause meiner Großmutter hinaufzufahren, um sein Geschütz dort in Stellung zu bringen, doch gelang es ihm nicht, den ziemlich steilen Hügel zu bezwingen.

Unter diesen Soldaten war einer der recht gut Deutsch sprach. Es muss ein Offizier gewesen sein, denn soweit ich mich erinnere hatte er zwei silberne Balken an seinem Helm.

Man konnte sich sehr gut mit ihm unterhalten.

Er klagte, dass dieser Krieg für ihn sehr belastend sei, da er gezwungen sei gegen seinen Vater und seinen Bruder zu kämpfen.

Demnach muss es sich bei ihm um einen emigrierten Deutsch-Amerikaner gehandelt haben.

Es muss dann kurz vor der Rundstedtoffensive gewesen sein, als meine Schwester eines Tages zwei Soldaten in der Nähe unseres Anwesens beobachten konnte, die zwar eine amerikanische Uniform trugen, sich jedoch in deutscher Sprache unterhielten. Dieselben entfernten sich, ohne dass sie meine Schwester entdeckt hatten.

Laut ihren Angaben trugen sie keine Waffen.

Etwa zur selben Zeit soll an der Örtlichkeit „Bucheknapp“ ein versteckter Jeep gefunden worden sein. So wurde jedenfalls im Dorf erzählt.

Damals wurde angenommen, dass es sich um Deutsche in amerikanischer Uniform gehandelt hätte.

Die beiden waren ebenfalls in Niederfeulen gesehen worden, denn gegenüber den Leuten sollen sie mehrfach die Worte „*no chocolate*“ gebraucht haben.

Etwa in den gleichen Zeitraum, fiel ein Ereignis, das mich und meine Angehörigen ziemlich beschäftigte und nie einer Klärung zugeführt werden konnte.

Ein amerikanischer Posten stand vor unserem Hof, auf der Straße Feulen-Ettelbrück, als sich aus Richtung Niederfeulen ein Mann näherte, der eine Hose trug, die der eines „*Gielemännchens*“ sehr stark ähnelte. Der Mann trug eine Armbinde auf der „*Luxembourg Police*“ in roter Schrift zu lesen war. Diese Bezeichnung war nicht in Druckbuchstaben, sondern in normaler Schrift aufgetragen.

Außerdem hatte der Unbekannte ein Gewehr geschultert. Ich sage ausdrücklich „der Unbekannte“ denn der Mann war kein Einwohner aus Feulen, andernfalls wir ihn mit Sicherheit gekannt hätten.

Als der amerikanische Posten ihm „Halt“ gebot, machte er eine Geste, als wolle er das Gewehr von der Schulter reißen.

Da der amerikanische Posten seine Waffe jedoch bereits in Anschlag gebracht hatte, ließ der andere sich widerstandslos festnehmen.

Er wurde auch gleich darauf in einem Jeep weggebracht.

Dann kam die Rundstedtoffensive.

In den ersten Tagen hörten wir Artilleriefeuer, das scheinbar immer näher kam. Schon sehr bald kursierte das Gerücht, dass die Deutschen wieder auf dem Anmarsch wären.

Von Ettelbrück her kamen die ersten Flüchtlinge.

Es waren bereits einige Tage vergangen, als mein Vater die Entscheidung traf, unseren Hof ebenfalls zu verlassen.

Wir luden das Nötigste auf einen Pferdekarren und fuhren dann in Richtung Niederfeulen.

Das Dorf schien bereits verlassen, denn auf der Straße trafen wir keinen Menschen. Auch in Oberfeulen, dasselbe Bild.

Als wir nach Mertzig kamen, sahen wir dort noch amerikanische Soldaten deren Schuhe mit Schlamm beschmutzt waren.

Die Bewohner hatten das Dorf ebenfalls verlassen.

Unter diesen Umständen glaubte mein Vater, es wäre besser nach Hause zurückzukehren, als ins Ungewisse zu fahren.

Er leitete das Pferdegespann dann von Mertzig aus in Richtung Colmar-Berg, um dann vor Carlshof nach links abzubiegen. Dort gelangten wir über einen Wald- bzw. Feldweg wieder zu unserem Hof.

Als wir am Hof Diederich vorbeikamen, befanden sich dort eine Menge Leute, die aus Ettelbrück geflüchtet waren.

Während die übrigen Familienmitglieder im Anwesen Diederich zurückblieben, fuhr ich mit meinem Vater, meiner Mutter und meinem jüngeren Bruder weiter bis zu unserem Hof.

Bereits am darauf folgenden Tag erzählten Flüchtlinge, die Deutschen seien bereits in Ettelbrück.

Zu diesem Zeitpunkt war an eine Flucht nicht mehr zu denken, denn wir wurden von Artilleriefeuer regelrecht eingedeckt.

Aus Richtung Carlshof legten die Amerikaner Sperrfeuer auf die von Ettelbrück heranzuführende Straße, und ich würde sagen, dass wenigstens 60 Granaten im Bereich unseres Anwesens einschlugen.

Zwei Granaten explodierten in unserem Hof, während eine andere das Dach des Hauses schwer beschädigte.

Wir saßen im Keller, hatten schreckliche Angst und litten sehr unter der Kälte.

Danach, etwa im Monat Januar, schlugen noch 3 Granaten im Bereich unseres Anwesens ein. Eine traf den Kuhstall und zwei gingen im „Bongert“ hinter dem Haus nieder. Diese kamen von den Deutschen.

Einzelne deutsche Soldaten kamen zu uns ins Haus. In den meisten Fällen waren sie trotz ihrer Karten ohne Orientierung und ließen sich von meinem Vater über ihren Aufenthaltsort aufklären.

Dann kamen einmal 20 bis 30 Mann in unseren Hof.

Sie gingen durch das ganze Haus, wahrscheinlich vermuteten sie Amerikaner im Hof.

Meine Mutter hatte uns Kartoffeln gebraten, die in einer Pfanne auf dem Küchenherd brutzelten.

Nachdem die Soldaten den Hof nach kurzer Zeit wieder verlassen hatten, war auch nichts mehr von den Bratkartoffeln vorhanden.

Wir besaßen damals hinter unserem Hof einen größeren Viehpferch, welcher mit zahlreichen Apfelbäumen bestanden war.

Von der Apfelernte standen noch viele Kisten mit Äpfeln im Hausflur.

Als einer der Soldaten mich anschnauzte, ihm Äpfel herauszugeben, gab ich ihm zu verstehen, er könnte sich bedienen, die Äpfel würden sich ja im Flur befinden.

Sie verließen an diesem Tag zwar nach kurzer Zeit wieder den Hof, um am anderen Tag jedoch wieder zurückzukommen.

Diesmal waren es jedoch nicht mehr so viele.

Sie kamen an diesem Tag auch mit einem Verwundeten.

Dieser hatte einen Bauchschuss oder einen Splitter in den Bauch bekommen.

Seine Kameraden legten ihn im Keller auf den dort lagernden Kartoffeln nieder.

Der Verwundete fragte nach Wasser, woraufhin seine Begleiter darauf hinwiesen, dass er unter keinen Umständen etwas trinken dürfe.

Nach einiger Zeit legten sie den Verwundeten auf eine gebrochene Leiter und brachten ihn weg.

Später kam noch ein zweiter Verwundeter in den Hof. Dieser trug einen langen Mantel, und er hatte eine Armwunde. Er erklärte die Amerikaner hätten ihn in der Nähe des Hauses in den Arm geschossen.

Nachdem die meisten Soldaten sich entfernt hatten, kam mein Vater in den Keller, und er gab uns bekannt, dass noch 9 Deutsche im Haus seien, die den Wunsch hätten, sich zu ergeben.

Sie fragten nach einem weißen Stück Stoff, um dieses an einer Stange zu befestigen. Meine Mutter riss daraufhin einen Fetzen aus einem weißen Stück Tuch und gab es ihnen, woraufhin sie den Wimpel an einem Pfahl befestigten.

Es war dies bereits am Abend, denn wir gingen anschließend schlafen.

Am darauf folgenden Morgen fuhr ein amerikanischer Jeep in den Hof.

Dieser war mit vier Mann besetzt.

Mein Vater gab den Amerikanern zu verstehen, dass im Hofe Deutsche wären, die sich zu ergeben wünschten. Er bat die Amerikaner, nicht zu schießen und gab den Deutschen durch Handzeichen zu verstehen, aus ihrem Versteck hervorzukommen.

Darauf verließ ein einziger amerikanischer Soldat den Jeep und kam mit angeschlagener Waffe auf die Deutschen zu. Derselbe war offensichtlich sehr erregt.

Ein Deutscher, welcher die weiße Fahne hochhielt, trat auf den Amerikaner zu.

Er rief dann nach hinten, die anderen möchten herauskommen, woraufhin diese sich zögernd näherten. Sie wurden auf die Straße geführt und wir sahen dann nichts mehr. Wohin sie gebracht wurden weiß ich nicht.

Später lagen ihre Habseligkeiten auf der anderen Seite der Straße.

Es war um Weihnachten, als wir von unserem Hof aus bemerkten, dass eine gewaltige Feuersäule über Ettelbrück aufstieg.

Da wir nicht wussten, was in Ettelbrück los war und auch keine Nachricht uns erreichte, beschlossen wir, unseren Hof zu verlassen.

Wir gingen in Richtung Hubertushof.

Als wir am Gehöft Diederich vorbeikamen, sahen wir, dass dort ein großes Einschlagloch in der Mauer klaffte. Dort hatten wir unsere Angehörigen ja 2 Tage früher zurückgelassen. Da wir niemanden mehr dort antrafen, waren wir über den Verbleib unserer Familie völlig im Unklaren.

Aus diesem Grunde gingen wir weiter zu dem in der Nähe gelegenen Hubertushof.

Dort trafen wir viele Einwohner aus Ettelbrück, die berichteten, dass die Deutschen die Stadt an verschiedenen Teilen angezündet hätten. Mit den Flüchtlingen aus Ettelbrück verbrachten wir die Nacht im Stall, auf Stroh.

Am darauf folgenden Tag gingen wir wieder zurück in Richtung Hof Diederich. Es war ein herrlicher Tag, und die Sonne schien über alle Berge. Dort trafen wir den Hofbesitzer im Sonntagsanzug an. Als mein Vater hierüber seine Verwunderung zum Ausdruck brachte, erklärte uns der Hausherr, dass ja an diesem Tage Weihnachten sei.

Auf die Frage nach unserer Familie, gab er uns bekannt, dass die bei ihm untergekommenen Flüchtlinge den Hof verlassen hätten, nachdem eine Granate dort eingeschlagen hätte.

Sie seien in Richtung Ettelbrück weiter gezogen und würden vermutlich auf dem Heinenhof Zuflucht gesucht haben. Als wir auf unserem weiteren Weg nach Ettelbrück am Heinenhof vorbei kamen, sahen wir dass eine große Anzahl von Einwohnern aus Ettelbrück dort Unterkunft gefunden hatte. Gemeinsam gingen wir dann wieder nach Hause.

In unserem Hof standen zu diesem Zeitpunkt mehrere amerikanische Militärfahrzeuge. Da rege Jabetätigkeit herrschte, breiteten die Soldaten über ihren Fahrzeugen rote Tücher aus, um sich auf diese Art ihren eigenen Flugzeugen erkenntlich zu machen.

Die Amerikaner hatten außerdem zwei Kanonen im Bereich unseres Hofes aufgestellt. Außerdem hatten sie ein schweres Maschinengewehr in Stellung gebracht. Die Soldaten hielten sich mehrere Tage im Bereich unseres Anwesens auf.

Einige Tage, nachdem sie weggezogen waren, erkühten wir uns, die nähere Umgebung in Augenschein zu nehmen. So kamen wir dann auch zum „Posinghaus“ auf Lopert, das zu diesem Zeitpunkt nicht bewohnt war.

Hier wartete allerdings eine Überraschung auf uns.

Im Keller des Hauses lagen deutsche Waffen, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände aller Art. Außerdem Wehrpässe, Soldbücher und alle erdenklichen Papiere. Nachdem wir ziemlich alles durchstöbert hatten und einige Soldbücher mitgenommen hatten, gingen wir wieder nach Hause, überzeugt, dass dort die restlichen Deutschen, welche vor Weihnachten auf unserem Hof gewesen waren, sich den Amerikanern ergeben hätten.

Was uns natürlich nachhaltig beeindruckte war die Tatsache, dass ein toter deutsche Soldat in der Nähe des Hauses Posing, im dichten Gestrüpp, über einer Hecke hing. Mein Schwager, welcher sich dem Toten genähert hatte, erklärte uns, dass dieser durch einen Splitter getötet worden wäre, der die ganze Stirn aufgerissen hätte. Der vorgefundenen Ausrüstung nach zu schätzen, müssen es mehr als 10 Mann gewesen sein, die sich hier den Amerikanern ergaben.

Wir gingen natürlich mehrmals ins Posinghaus zurück, da wir uns durch die dort gefundenen Objekte angezogen fühlten. Einige Tage später, als wir zurückkamen, war alles geräumt.

Soldaten waren im Haus. Ihrer Aussprache nach zu urteilen waren es Spanier oder Portugiesen, die bei der US-Armee dienten. Sie wollten von uns nämlich Hühner zum Kochen haben und bedienten sich hierbei der Sprache ihres Landes. Ich selbst konnte allerdings nicht verstehen, was sie wollten, doch war mein Schwager dabei, der sich mit ihnen verständigen konnte. Meine Mutter gab uns

dann auch ein Huhn, das wir den Soldaten brachten. Diese zeigten sich uns gegenüber erkenntlich, und wir konnten unsere Angehörigen durch verschiedene Konserven erfreuen.

Da unser Wohnhaus ziemlich arg in Mitleidenschaft gezogen worden war, und alle Fenster kaputt waren, verbrachten wir die Zeit bis Ende Januar 1945 meistens im Keller.

Erst nachdem die dringlichsten Reparaturen provisorisch ausgeführt worden waren, zogen wir wieder in die Wohnräume ein.

Als keinerlei Gefahr mehr drohte, kehrten auch mein Schwager und meine Schwester, etwa im Monat Februar nach Frankreich zurück.“

Paul Heinrich



v.l.n.r. Clement Well, François Gaulard, Marguerite und Eugène Well



Georgette Durin und Jean-Pierre Well